Heinrich Zille von Robert Breuer

Ich liebe in großen Städten diese ältern Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunkeln Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hereinzublicken wagt; ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat. Ich liebe diesen Mittelpunkt einer vergangenen Zeit, um welchen sich neues Leben in liniengraden, parademäßig aufmarschierten Straßen und Plätzen angesetzt hat, und nie kann ich um die Ecke meiner Sperlingsgasse biegen, ohne den alten Geschützlauf mit der Jahreszahl 1589, der dort lehnt, liebkosend mit der Hand zu berühren. Selbst die Bewohner des ältern Stadtteils scheinen noch ein originelleres, sonderbareres Völkchen zu sein als die Leute der modernen Viertel. Hier in diesen winkligen Gassen wohnt das Volk des Leichtsinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernstes, und der zusammengedrängtere Verkehr reibt die Menschen in tollern, ergötzlichern Szenen aneinander als in den vornehmern, aber auch ödern Straßen." Die Spreegasse, die im November 1854 den schon als Jüngling großväterlichen Wihelm Raabe zu solch behaglicher, mummliger, von Ding- und Menschenliebe warm durchwallter Betrachtung anregte, liegt dicht bei der Jungfernbrücke, an deren verkrümmten Kettenpfosten Heinrich Zille anno 1919 die „Schifferlise" kennen lernte. Die anklagende Lebensfrivolität dieser Dame schildert er in seinen ‚Zwanglosen Geschichten und Bildern' als Budikenfresko: „Aus dem Spreewald, mit einer Spreezille, kam sie nach Berlin. Als Amme wollte sie gehn und stieg an der Jungfernbrücke aus. Am Bollwerk, in den alten Häusern, wo nur Flaschenkinder schrien, blieb sie. Schlief am Tag in dumpfer Stube, nachts und abends stand sie an der Brücke. Sie lief den Männern entgegen, drückte die Brust heraus und frug: Kind, willste mitkomm? Immer noch frisch vons Land!" So wenig Verwandtschaft auch zwischen den nachbiedermeierlichen, ganz seelehauchenden menschlichen Figürlein des Wilhelm Raabe und den Gossenlemuren des Heinrich Zille besteht, eins ist gewiß: auch hinter den alkoholdurchtränkten Fratzen, den lasterhaft verzerrten Fressen des großstädtischen Auswurfs, hinter Suff, Rhachitis, Syphilis, Geldschrankknacken und Zuhälterei hört Heinrich Zille eines der schönsten Herzensworte Wilhelm Raabes: „Kinderschrien is ok een Gesangbauksversch!"

Für den Beobachter des Lebens ist kennzeichnend die Stellung, die er zum Sterben und zum Tode einnimmt. Zille sieht einen Leichenwagen erster Klasse; mit Krone und Kreuz, die Pferde mit Troddeldecken und Kopfpuscheln. Dazu Zylinder und lange schleppende Schleier. Um solchen Prunk des Todes aber gespenstert es brutal irdisch: ein Kinderwagen, aus dem ein Fünfgroschensarg halb heraushängt; Proletarier schleppen auf der Schulter oder unterm Arm Fleischkisten zur Verscharrung; alte Weiber plärren: „Nich 'mal begraben kann man wer'n, et jiebt keene Särje mehr!" „„Ick fange an zu stinken, dann wer'n se mir schon holen!"" Auf einem andern Blatt: eine jener vergifteten Wohnhöhlen von Berlin N., vier Treppen hoch,

Gerümpel. Das Weib an der Nähmaschine zu ihrem Buben, der auf dem Fensterbrett sitzt: „Erwin, machs Fenster zu, meine Arbeit wird russig!“ Der Lausejunge: „Ach Mutta, det riecht heute wieder mächtig fein nach dem fettigen Rooch vons Krematorium.“ Dann aber als feixende Versöhnung die Geschichte vom Fräuleinskind, die Geschichte der kleinen Anna, die mit gekrümmtem Rücken und zusammengezogenen Beinchen abseits bleiben mußte. „Nun ist Annekin im Himmel. Die Engel haben den Buckel aufgemacht, die gequetschten Flügel rausgelassen und geplättet.“ Zum ersten Mal liegt der verwachsene Banker grad und schlank; freilich, er liegt im Sarg. „‚Ja, Freilein‘, sagte die alte Nachbarin, ‚so'n kleenet Kind is eigentlich erst scheen, wenns tot ist!‘“ Zille sucht nicht krampfhaft das Widerwärtige; aber da es nun einmal reichlich vorhanden ist, da es sogar eine Welt für sich ist, hat er sich ihm mit phlegmatischer Heftigkeit, die beinahe Liebe, jedenfalls aber berlinisch ist, hingegeben. Von Jugend an mit solchem „Milljöh“ vertraut, hat er auch in der Grimasse des Elends und des Verbrechens einen letzten Abglanz der Menschlichkeit aufgespürt. Er weiß, daß auch diese Abfallsprodukte, die in der Charité oder im Fröbel geboren wurden, das Leben als des Tieres höchstes Glück und den Tod zugleich als Schrecken und Sehnsucht empfinden. Zille ist kein Moralist; er ist auch eigentlich kein Ankläger. Er will weder den Dirnen und Zuhältern den Spiegel vorhalten noch die Gesellschaft zu umfangreichen Heilungsversuchen aufrufen. Er schildert, wie man Naturgeschichte widergibt. Nicht grade appetitliche, aber hanebüchen derbe Animalität, wie man es nur von Einem erwarten kann, der in finstern Höfen, zwischen stinkenden Müllkästen, „den verschwiegenen Leichenhallen für Abgetriebene“, unter Schlafleuten, Absteigemädchen, beim Gekreisch von Gassenhauern und den Winkelgesprächen schwerer Jungen groß geworden ist. Mit zwölf Jahren war Zille der Vertraute und Laufjunge einer Damenkapelle; deren Mitglieder, einundeinhalbzentrige Fettsäcke, konnte er halbnackend beim Waschen und Ankleiden studieren. Und so lernte er den Akt dieser Gattung kennen, auch wie sie frißt und säuft, rülpst und sich vermehrt. As ein echter Zeichner nahm er den Stil aus dem Erlebnis. Er zeichnet mit Hintertreppenstrich, ein Abkömmling von den Bildermachern der Jahrmarktsschaubuden, ein Kollege holländischer Bauernkarikaturisten um Tenniers und Bruighel, ein vom Liberalismus ins Soziale umgemodelter Hosemann — der Daumier des kleinen Mannes. Er zeichnet, wie er spricht: Dialekt mit einem Unterton von Pathos. Dabei hat er eine Vorliebe für Oberschenkel-Ausbuchtungen, besonders von rückwärts gesehen, für geschwängerte Bäuche und für laufende Rotznasen. Mit den ‚Zwanglosen Geschichten‘, in denen er Bild und Text untrennbar gibt, wächst er bedeutend über das hinaus, was er in zahllosen Bilderbogen während der letzten Jahre gezeigt hat. Es ist dies Bilderbuch gewiß keine „Sperlingschronik“, dafür aber eine Chronik der Aasvögel und der Klauraben. Es ist hier das Berlin des Alexanderplatzes und der Jugendgerichte, der Daumenabdrücke und der „Sitte“; eine unleugbare Realität, zu deren Kennerschaft Zille erheblich beiträgt. Er kennt den „Schutzmannskarl“,

den „Fürst ohne Gehirn“, die „Veilchengräfin“, den „langen Paul“, „Lise mits Jlasooge“, die „Pinkelfrida“, wo die Braut vom dreizehnjährigen Paule ist, der, wie man in Berlin sagt, „eine ganz kesse Sohle tanzt“. Er kennt die sogenannten Wohnungen, wo über dem Bett der Hure auf Silberkarton geschrieben steht: „Der Herr über Dir schläft nicht“ und der Irrigator neben Kreuz und Rosenkranz hängt. Wo das fünfjährige Dorchen, das neben der schwangern Schlafburschin schläft, zu quietschen weiß: „Blaue Luft. Wiesenduft. Und der Hund hat Fleh'n, Immerzu, ferzt die Kuh, Iber's linke Been!“

Starker Tobak und kein Havannaduft — das scheint auch der Staatsanwalt gemerkt zu haben. Und darum hat er mit der Begabung, die ihn auszeichnet, Zilles ‚Zwanglose Geschichten‘ beim Verleger Fritz Gurlitt beschlagnahmen lassen. Als ob sich Wahrheit in den Käfig sperren ließe, und als ob, wenn schon überhaupt gebessert werden soll und — was hier von Ewigkeit zu Ewigkeit doch wohl zu bezweifeln ist — gebessert werden könnte, die Welt der Luden und ihrer Damen dadurch ausgetilgt würde, daß man ein Menschheitsdokument, wie es Zille in diesem Geschichtenbuch geschaffen hat, zu vernichten sucht. Man darf wohl erwarten, daß der Staatsanwalt — selbst wenn er nicht zu Denen gehört, von die die dicke Fischern sagt: „Hoher Jerichtshof, ick will nich lange meckern, aber es hat so mancher Assessor und Referendar bei meine Meechens gepennt“ — in absehbarer Zeit begreift, daß Zille für Gerichtspersonen kein Objekt der Beschlagnahme, wohl aber ein vortrefflicher Belerner sein sollte.

Weltbühne, 1/1921